

ku[rfürsten]damm

Von Haus zu Haus
am Kurfürstendamm
Geschichte und Geschichten
über Berlins ersten Boulevard

125 Jahre Kurfürstendamm – Geschichte als Elixier



■ Am 5. Mai 2011 erlebte der Kurfürstendamm – eine der berühmtesten Straßen Berlins, Herzstück der City West, Zentrum des Bezirks Charlottenburg-Wilmersdorf – die Feier seines 125-jährigen Bestehens. Anlässlich dieses Jubiläums legt das regionalgeschichtliche Museum Charlottenburg-Wilmersdorf von Berlin mit diesem Band eine Publikation über jedes einzelne der mehr als 200 heute an diesem Boulevard gelegenen Häuser und seine einstigen Bewohner vor. Die großenteils prächtigen Bauten tragen nicht nur wesentlich zum besonderen Flair der Straße bei. Auch ist die Geschichte des Kurfürstendamms in seinen Wohn- und Geschäftshäusern wie in einem Flakon kondensiert, eine Geschichte, die diesen Straßenzug einzigartig in den europäischen Metropolen macht. Denn der Kurfürstendamm war und ist eine unvergleichliche Mischung aus gehobenem Wohnen, repräsentativen Firmenniederlassungen, Flanier- und Einkaufsmeile sowie Treff von Kunst und Kultur.

In diesem Band wird über die Baugeschichte der Häuser berichtet, dargestellt, wer sie sich hat erbauen lassen, welche Architekten daran beteiligt waren, welche Menschen dort und unter welchen Umständen gelebt und welche Einrichtungen (Geschäfte, Restaurants, Hotels, Kinos, Theater etc.) sich darin befunden haben.

Dafür waren langwierige Vorbereitungen erforderlich. Wesentliche Informationen über die Häuser des Kurfürstendamms werden in zwei Archiven bewahrt: im Landesarchiv Berlin und im Archiv des Bauaufsichtsamts des Bezirks Charlottenburg-Wilmersdorf von Berlin. Zusammengekommen sind in diesen beiden Archiven alle baugeschichtlich relevanten Quellen aufgehoben, alle Dokumente bauaufsichtlicher Vorgänge eines jeden Hauses von seiner Entstehung an. Sie sind sämtlich ausgewertet worden. Das dritte Archiv, dessen Bestände zum Kurfürstendamm systematisch verarbeitet wurden, ist das Brandenburgische Landeshauptarchiv in Potsdam. Dort werden die Akten der sog. Vermögensverwaltungsstelle bewahrt, die dem damaligen Oberfinanz-

präsidenten von Berlin-Brandenburg unterstellt war. Sie erlauben wichtige Aufschlüsse über die wirtschaftliche und soziale Situation speziell der jüdischen Bewohner des Kurfürstendamms. Zusätzlich wurden historische Adressbücher herangezogen, die Fotobestände der Landesbildstelle durchgesehen und fachwissenschaftliche Literatur und Zeitzeugenberichte ausgewertet, die dem Museum im Lauf seiner Arbeit aus dem In- und Ausland zugegangen sind.

Das Resultat dieser Erhebungen sind mehrere Meter dicker Aktenordner mit detaillierten Angaben über jedes Haus und seine Bewohner, die so umfassend sind, dass sie in diesem Band nur teilweise wiedergegeben werden können. Um der Fülle des Materials Herr zu werden, aber auch aus Gründen des Datenschutzes ist die hier vorliegende Darstellung auf den Zeitraum der Entstehung der Häuser vom Ende der 1880er Jahre bis in die 1960er Jahre hinein beschränkt. Weil aber die aktuelle Bebauung Ausgangspunkt der Darstellung ist, bleiben Veränderungen, die in den letzten Jahren vorgenommen wurden, nicht unberücksichtigt.

Die umfangreiche, sich über zwei Jahre erstreckende Recherche war nur in einem Team zu bewältigen. Den wesentlichen Teil der Datenerhebung hat Ute Nitsch geleistet, der für ihre gründliche, genaue Erfassung nicht genug gedankt werden kann. An der Datenerhebung in Potsdam war v.a. Brigitte Röder unterstützend tätig. Brigitte Götz und Gudrun Laue haben die eigenen Museumsbestände gesichtet, Cornelia Becker in den historischen Adressbüchern ermittelt. Maika Leffers und Jörg Petzel unterstützten die Arbeit mit Einzelrecherchen. Fachwissenschaftliche Beiträge in Form biografischer Einzeldarstellungen, die Heike Stange, Regine Lockot und Kirsten Nies lieferten, haben wir gesondert ausgewiesen. Unser Dank gilt auch unserem Lektor Hartmut Schönfuß und Irmgard Ariallah für die vielen Scans, die sie für uns herstellt hat.

Im Zuge der Jubiläumsfeierlichkeiten ist in den Medien immer wieder eine Frage aufgeworfen worden, die seit Jahrzehnten dazugehört, wenn vom Kurfürstendamm die Rede ist: Ob es wohl gelingen wird, das besondere Flair zu

bewahren, das diese Prachtstraße als einstigem Herzstück des dynamischen Neuen Westens der Gründerzeit und der 20er Jahre sowie als »Schaufenster des Westens« in den 1950–80er Jahren auszeichnete. Wir sind zuversichtlich. Wem daran gelegen ist, den besonderen Duft dieses Boulevards zu erschnuppern, der muss sich – davon sind wir überzeugt – nur daranmachen, den Deckel des Flakons zu lüften, muss sich eine Prise Geschichte genehmigen. Genau dazu wollen wir mit unserem Buch einladen.

Birgit Jochens

Leiterin des Museums
Charlottenburg-Wilmersdorf
von Berlin

Sonja Miltenberger

Leiterin des Archivs des Museums
Charlottenburg-Wilmersdorf
von Berlin

**Wohnung Siegfried Moses,
1936–37**

Schon als Gymnasiast war **Siegfried Moses** (1887–1974), der spätere Vorsitzende der Zionistischen Vereinigung für Deutschland, in einem zionistischen Schülerbund organisiert. Nach dem Abitur, das er 1904 am Schöneberger Sophien-Gymnasium ablegte, begann er ein Jurastudium an der Berliner Universität. Hier übernahm Moses bald die Leitung des Vereins Jüdischer Studenten Berlin. Die kritische Haltung als Redakteur und Autor der Zeitschrift *Der jüdische Student*, brachte ihm schon damals in jüdischen Studenten- und Intellektuellenkreisen Achtung und Respekt ein.

Von Beginn seiner beachtlichen Lebensleistung an verband der promovierte Rechtsanwalt und Notar sein berufliches Wissen mit gesellschaftspolitischer Arbeit.

In den 1920er Jahren stellte er als Leiter des Arbeiterfürsorgeamts der jüdischen Organisationen Deutsch-

lands die »soziale Volksarbeit zur Linderung der Ostjudennot« als besondere Verpflichtung junger Zionisten in das Zentrum seines Engagements (Tramer 1962, S. 10). Unermüdlich trat er für die wirtschaftliche und rechtliche Hilfe in Not geratener Menschen ein.

Die größte Leistung in seiner Berliner Zeit waren jedoch die Arbeit als Vorsitzender der Zionistischen Vereinigung für Deutschland (ZVfD) seit Sommer 1933 und als Vizepräsident der Reichsvertretung der deutschen Juden, die im Herbst 1933 gegründet wurde. Die Reichsvertretung mit Sitz in der Kantstraße 158 kümmerte sich vor allem um Hilfe bei der Auswanderung, um Wirtschaftshilfe, Wohlfahrtspflege sowie um Bildung und Erziehung. Der überzeugte Zionist Moses, ein »Muster ordnender Produktivität«, so Kurt Blumenfeld, trat für eine geplante und geregelte Auswanderung nach Palästina ein. Gemeinsam mit seiner Frau Margarete Moses geb. Orthal emigrierte er 1937 dorthin.

In Palästina begann sein zweiter große Lebensabschnitt. Moses beschäftigte sich bereits vor dem Ende des Krieges mit den

Möglichkeiten der Restitution und schuf rechtliche Vorlagen für spätere Entschädigungsansprüche. Als erster Staatskontrolleur von Israel oblag ihm nicht nur die Prüfung der Wirtschaftsführung des jungen Staates, sondern auch die Pflicht, Empfehlungen und Verbesserungsvorschläge auszusprechen.

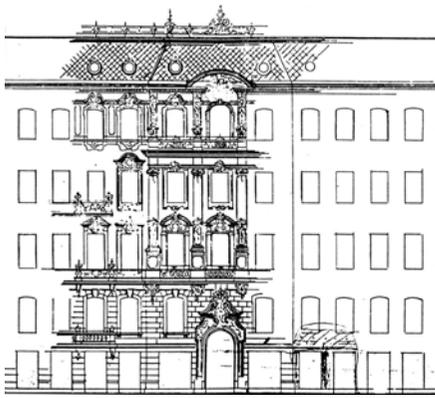
Dieses Amt hatte er bis zum Dezember 1961 inne, als er es, entgegen allen Bemühungen der zuständigen Knesseth-

Kommission, ihn zur Wiederwahl zu gewinnen, niederlegte. Neben diesem verantwortungsvollen Amt war Dr. Moses Gründer und Vorsitzender des Council of Jews from Germany und des Leo-Baeck-Instituts.



Siegfried Moses, um 1960

E: Architekt Richard Beyme
 A: Richard Beyme
 1889/90
 Denkmalgeschützt als einer der wenigen erhaltenen frühen Bauten des Kurfürstendamms



1890



Wie bei Haus Nr. 13 war Architekt **Richard Beyme** auch Bauherr dieses Wohnhauses. Hier hat er von 1891–95 zusammen mit seiner Frau, der Malerin **Marie Beyme-Golien** (1847–1916), gewohnt, deren Werke noch heute auf dem Kunstmarkt gehandelt werden.

Mit seiner in neubarocken Formen gehaltenen aufwendigen Fassade ist der Bau ein gutes Beispiel für die frühen Mietshausprachtbauten des Boulevards. Erd- und 1. Obergeschoss sind als Sockel zusammengefasst und durch Rustika abgehoben. Die Mitte der Fassade betont ein bis zum Dach reichender Risalit, der im 2. und 3. Obergeschoss durch mächtige Dreiviertelsäulen und Eckpfeiler mit verköpftem Gebälk zusammengefasst ist. Die Fenster sind in allen drei Obergeschossen oberhalb der Sockelzone mit überreichen Verdachungen versehen, die Balkone und die Eingangstür mit schönen schmiedeeisernen Gittern ausgestattet.

Vor Wohnungsteilungen, die bereits in den wirtschaftlich angespannten 1920er Jahren erforderlich wurden, umfassten die Wohnungen im Vorderhaus links in den Obergeschossen jeweils acht Wohnräume. Das größte Zimmer wies stattliche 45 m² auf.

Häuser wie dieses wurden schon früh als reine Spekulationsobjekte behandelt. Im Jahr 1912 beispielsweise wechselte Nr. 14/15 innerhalb nur eines Vierteljahres gleich zweimal den Besitzer. (Die Bauwelt, 3 [1912] 8, S. 14) Damals waren 975 000 Mark für den Bau zu zahlen.

Schon 1891 befand sich eine Konditorei in diesem Hause. Die im vorderen Bereich gelegenen Räume des bis 2011 hier befindlichen Restaurants wurden wieder so hergerichtet, wie sie 1918 bei der Eröffnung von **Mampes Gute Stube** ausgesehen haben: mit dezenten Braun- und Grüntönen, vergoldetem Stuck und alten Kachelöfen.

Stammgast im alten Mampes – so die Gedenktafel am Haus – war der Journalist und Schriftsteller **Joseph Roth**, der hier seinen Roman **Radetzkymarsch** schrieb. Er ist 1932 erschienen.

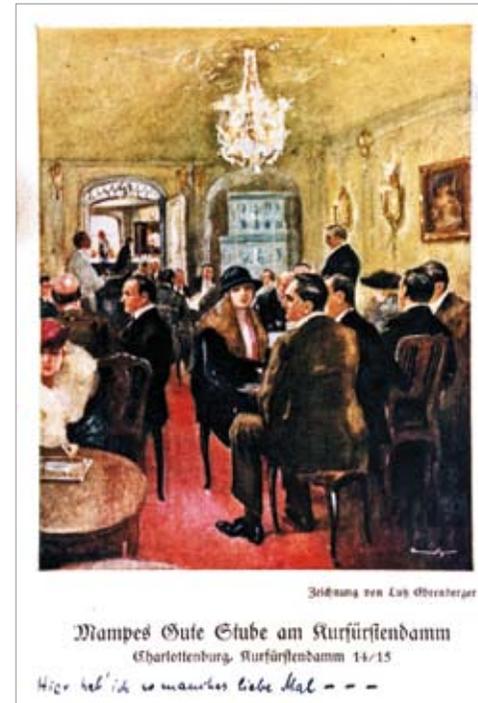
Atelier/Wohnung Frieda Riess, 1917–32

Die Riess – so etabliert war die Fotografin **Frieda Riess** (1890 – um 1955) in den zwanziger Jahren in Berlin, dass ihr Name als Marke für den gewonnenen Ruf stand. Doch erst 2008 gelang einer Ausstellung des Verborgenen Museums, das Werk und die Bedeutung dieser bemerkenswerten Porträtfotografin wieder der

Verlag für Kunstwissenschaft.

1914–29

Galerie **Feldhäuser & Fritze** (auch Galerie F et F), Inhaber Dr. Kurt Feldhäuser und Marie Johanne Fritze, Kunsthandlung. 1935–36



Mampes Gute Stube.
 Illustration von Lutz Ehrenberger, 1926

Nr. 17

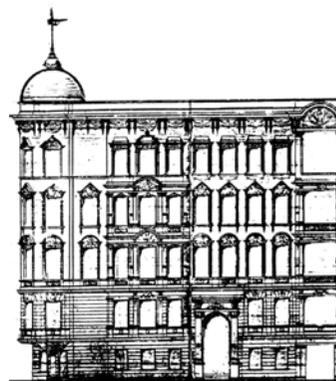
Ecke Joachimstaler Straße

E: Architekt Richard Beyme

A: Richard Beyme

1887/88

Denkmalgeschütztes Vestibül
und Apotheke (1944, Umbau
1953/54 von Nicolaus Hass)



1886



HACIFA, Hamburger Cigarren
Handelsgesellschaft. 1923–43

Hotel **Frühling am Zoo**,
Inh. Louis Frühling. 1931–34.
Unter verschiedener Leitung
behielt das Hotel bis 2001 sei-
nen ursprünglichen Namen.

Vom alten Glanz des Wohnhauses, das 1887/88 entstanden und wie die Nr. 13–15 vom Architekten **Richard Beyme** errichtet wurde, zeugt heute nur noch das am Kurfürstendamm gelegene Vestibül. Die Decke zeigt ein Gemälde mit Putti. Sie sollen dem von der Hektik des Großstadtlebens Geplagten beim Eintritt in das Haus ein Eintauchen in idyllischere Gefilde verheißen. Das Gemälde rahmen vergoldete Stuckornamente von **Josef Olbricht**.

Im Zuge der Umgestaltung zu einem Büro- und Geschäftshaus wurde das Haus bereits 1927/28 von **G. R. Risse** und **L. Bett** im Stil der Neuen Sachlichkeit umgestaltet. Dabei wurde ein großer Teil der Gesimse und Fensterrahmungen in Terrakotta gefertigt. Nach der Instandsetzung nach 1945 und weiteren Umbaumaßnahmen präsentiert sich das Gebäude nun vom 2. Obergeschoss an als glatt getputzter Bau mit einer Werbefläche, die mit ihrer Rundung an den einstigen behelzten Eckturm erinnert.

Nach dem Ersten Weltkrieg hätte der damalige Hausbesitzer, der Mediziner **Dr. Albert Jansen**, hier gerne ein Kino mit mehr als 600 Sitzplätzen eingebaut. Die notwendige Baugenehmigung wurde ihm aber mit dem Hinweis auf die Verordnung zur Behebung der dringendsten Wohnungsnot verweigert. Dabei hatte sich Jansen erboten, die 200 000 Steine,

die durch den Umbau nicht mehr benötigt würden, kostenlos für Kleinwohnungsbauten zur Verfügung zu stellen. »Ideeell genommen« – so sein Argument – »dürfe es unsern heutigen Anschauungen vom Wohnungswesen entsprechen, wenn durch den Abbruch eines Teiles eines im Hochbau errichteten Gebäudes die Herstellung von Flachbauwohnungen erleichtert und bei der so großen Zahl von Arbeitslosen auf doppelte Weise Beschäftigung geboten würde: durch den Umbau als auch durch die Kleinsiedlung.« (Bauakte BWA Archiv, Bd. 2, Bl. 104 f.)

Detektei Schimmelpfennig, 1910–63

Der ehemalige Oberinspektor der preußischen Justiz **Max Schimmelpfennig** machte sich gemeinsam mit seinem Bruder Friedrich 1910 mit einem Auskunftsbüro selbstständig. Der Hausbesitzer **Friedrich Schimmelpfennig**, der den juristischen Beistand seines älteren Bruders Max bei der Suche nach säumigen Mietschuldnern bereits oft und erfolgreich in Anspruch genommen hatte, war von der Idee, eine eigene Firma zu gründen, überzeugt. Nach reiflicher Überlegung gab Max Schimmelpfennig seinen sicheren Posten im preußischen Staatsdienst auf und stürzte sich in das Abenteuer Selbstständigkeit.

Kurfürstendamm Ecke
Joachimstaler Straße, 1929

Die am 17. Oktober 1910 im Hause Kurfürstendamm 17 gegründete Firma führte den Namen **Auskunftei M. Schimmelpfennig, Detektiv- und Wachinstitut, GmbH**. Das juristische und verwaltungstechnische Know-how, sowie Zivilcourage, Umsicht und Einfühlungsvermögen der Brüder machten das Auskunftsbüro zu einem erfolgreichen Unternehmen, wie es in der Chronik der Firma heißt.

1924 gab der nunmehr 65-jährige Max Schimmelpfennig die Geschäftsführung an seinen fünf Jahre jüngeren Bruder ab. Nach dem Ausscheiden der beiden Brüder übernahm Gustav Grün 1931 die Leitung des Unternehmens. Ab 1963 verfolgte der neue Firmenchef ein anderes Konzept: Er zog die Gesellschafteranteile zusammen und suchte ein neues, größeres Domizil, was er dann auch in der Rankestraße fand. 1976 zog die Firma in die Kufsteiner Straße, wo sie heute noch ihren Sitz hat.



A: Hanns Dustmann

1957/58

Geschützt im Denkmalsbereich Kurfürstendamm 19/20, 21, 24, Victoria-Areal; als Beispiel der modernen Nachkriegsbebauung und wegen seiner historischen Bedeutung als Kaffeehaus

Hofschauspielerin

Marie Barkany

(1852/62–1928). 1903–08

Scherk, Täschnerwaren und Parfümerie. 1907–40

Eduard Palm, Tabak, Zigarren und Zigarettenhandel. 1907–22

Firmensitz des Architekten und Bauunternehmers

Georg Jacobowitz. 1917–39

Sarotti Schokoladen Aktiengesellschaft. 1928–39

Deutscher Bühnenklub.

1930–35

Die prominente Lage, die Nähe zum Bahnhof Zoologischer Garten und zu den großen Kaufhäusern sorgte dafür, dass an dieser Straßenecke die Berliner Kaffeehaus-tradition eine Rolle spielt wie sonst nur Unter den Linden. Bereits das 5-geschossige Wohnhaus, das sich der Zimmermeister **Christoph Osten** 1894/95 errichtet hatte, war im Erdgeschoss als erstes der Kurfürstendammhäuser mit einem Café ausgestattet. Die überaus prächtige Fassade des mit Stuckdekor überladenen Baus hatte der Architekt **Max Welsch** entworfen, die Stuckarbeiten der Bildhauer **E. Mönnig**. Hier richtete das Ehepaar **Kirchner** an der Straßen-

ecke hinter dem Vorgarten das »Kleine Café« ein, das sich als **Café des Westens** mit dem Spitznamen **Café Größenwahn** zum legendären Treffpunkt von Künstlern und Schriftstellern entwickelte. Dafür wurde das Obergeschoss neu hergerichtet.

Nach verschiedenen Um- und Ausbauten zog 1932 das **Café Kranzler** ein. Stammhaus dieses Unternehmens war das 1825 Unter den Linden an der Ecke Friedrichstraße eröffnete Kaffeehaus, das der Hofkonditor Johann George Kranzler, ehemals österreichischer Zuckerbäcker, dann Küchenchef des Fürsten Hardenberg, 1825 eröffnet hatte. (Goetz 1936)

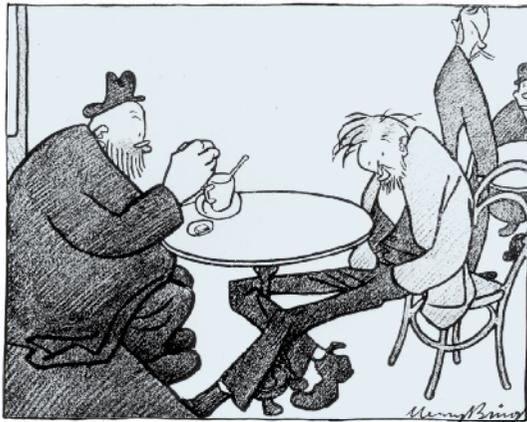
Kranzler am Kurfürstendamm war im Biedermeierstil eingerichtet und hatte u. a. neben einem Fontane-Zimmer, einem Menzel-, Lortzing- und einem Hosemann-Zimmer auch einen Raum, der mit Reminiszenzen an das Café Größenwahn geschmückt war.

Im April 1945 fiel das hiesige Kranzler in Schutt und Asche. Das gleiche Schicksal hatte das Stammhaus bereits ein Jahr zuvor ereilt.

1951 errichtete man auf dem bis auf die massiven Umfassungsmauern und die tragende Stahlkonstruktion zerstörten Gebäude nach dem Entwurf von **Paul Schwebes** einen provisorischen 1-geschossigen

Aus dem Café Größenwahn

(Zeichnung von Henry Bing)



„O, aus Berlin san U?, und was san U denn nacha?“ — „Ich bin Austauschbohemia aus dem Café des Westens.“



Café Größenwahn. Karikatur von Henry Bing, 1912
Café Kranzler. Hauptraum der Konditorei, 1940

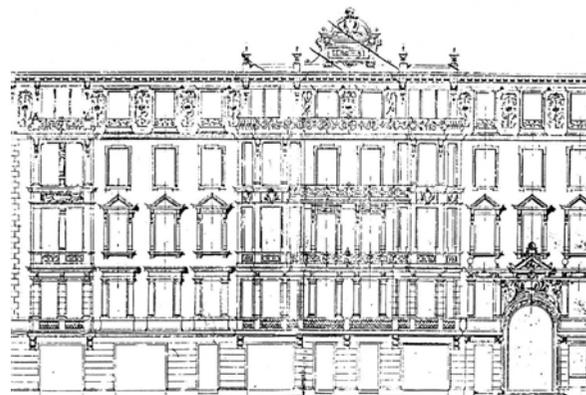
Nr. 27

Ecke Fasanenstraße

B: Dr. Frederic Unger

A: Paul Schwebes

1951/52 und 1957/58



1890

Das **Hotel Kempinski** ist der erste Hotelneubau in Berlin nach dem Kriege. Ein großer Teil der ERP-Mittel (European Recovery Program), die dem Beherbergungswesen der Berliner Wirtschaft zur Verfügung gestellt worden waren, wurden dafür eingesetzt. (Pracht 1994, Anm. 71) Nach der politischen Spaltung Berlins ab 1948 entwickelte sich der Kurfürstendamm in wenigen Jahren zum glanzvollen Mittelpunkt West-Berlins. Der Hotelbau wirkte dabei wie ein Fanal, dem zahlreiche Einzelhandelsgeschäfte für den gehobenen Bedarf folgten. Rund zwei Jahrzehnte konnte das Haus seine führende Position als erstes und einziges Luxushotel der westlichen City unangefochten behaupten.

Den Entwurf lieferte **Paul Schwebes**, einer der erfolgreichsten Architekten Berlins in seiner Zeit. Er errichtete einen 7-geschossigen Stahlbetonskelettbau, der sich – analog zur historischen Bebauung – mit abgerundeter Ecke entlang der Fasanenstraße und des Kurfürstendamms erstreckt. Die Front springt gestaffelt vor. Das oberste Geschoss ist leicht zurückgesetzt. Die Fassade wird vom strengen Muster gleichförmiger

Fenstereinschnitte bestimmt und war in den Obergeschossen mit hellgelben, im Erdgeschoss mit schwarzen Platten verkleidet. Der Bau wurde 1957/58 vom gleichen Architekten um einen 7-geschossigen Flügel im Bereich der Fasanenstraße und um ein 12-geschossiges Hochhaus nach Norden hin erweitert. Das damit erzeugte Wechselspiel zwischen dem ebenen Flachdach des älteren Baus und dem zurückgesetzten an der Seite der Fasanenstraße bringt Bewegung in den Bau, der aber insgesamt nicht die modisch-moderne schwingende Gestalt des 1956 eröffneten Kiepert-Hauses von Paul Schwebes zeigt. Inzwischen gründlich restauriert, wurde das Haus 2006 an der gerundeten Ecke durch ein architektonisch gut angepasstes 2-geschossiges Café und Restaurant mit Aussichtsterrasse ergänzt.

Der Hotelbau ersetzt ein im Zweiten Weltkrieg bis auf die Grundmauern ausgebranntes, 1890/91 vom Maurermeister **Carl Hilgenfeldt** für sich und seine Familie errichtetes Mietshaus, in dem sich seit 1926 mit dem **Weinrestaurant Kempinski** eine Zweigniederlassung des Stammhauses in der Leipziger Straße befand.

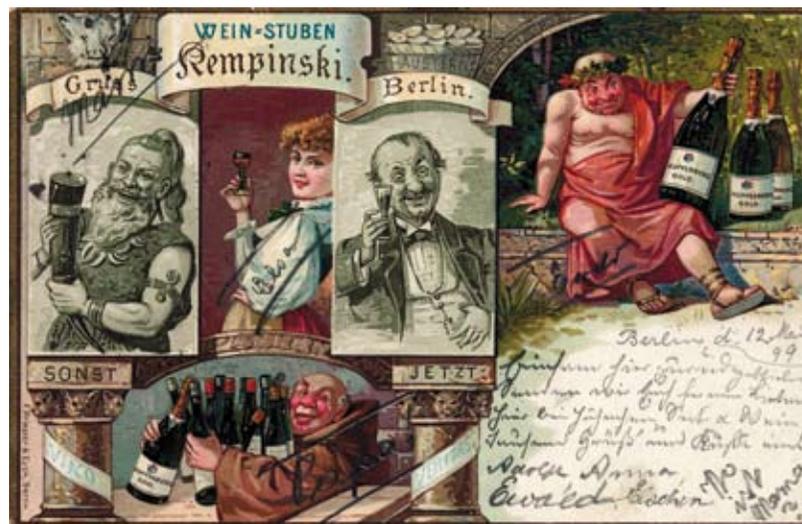
Wein-Stuben Kempinski, 1899

Hotel Kempinski, seit 1926

Das Unternehmen **Kempinski** hatte bereits einen langen und erfolgreichen Weg hinter sich, als 1926 die wohl bekannteste Filiale am Kurfürstendamm eröffnet wurde. Das Stammhaus in Berlin-Mitte bestach durch seine Größenordnungen: Die Weinstube konnte 2500 Gäste gleichzeitig bewirten, an manchen Tagen zählte man 10000 Gäste. Vor dem Ersten Weltkrieg beschäftigte Kempinski 800 Angestellte und konnte mit 1 Million Flaschen den größten Weinkeller Berlins vorweisen. Aber der Neue Westen versprach ebenfalls gute Geschäfte.

Das Grundstück an der Ecke Fasanenstraße hatte **Helene Kempinski** (1855–1932), die Witwe des Firmengründers, bereits 1918 erworben. Kurze Zeit später eröffnete sie hier ein Restaurant und Delikatessengeschäft. Während dieser Laden besonders nach dem Ausbau zum Weinrestaurant florierte, stagnierte das Stadtküchengeschäft im Stammhaus. Wenn auch kleiner als das im Zentrum Berlins gelegene Haus, konnten am Kurfürstendamm doch immerhin 800 Gäste gleichzeitig speisen.

Mit Ausnahme von Helene Kempinski schloss sich die Inhaberfamilie dem Trend der Zeit an und siedelte sich im Neuen





Café Kempinski, 1926

Westen an, in einer Villa in der Fasanenstraße Nr. 4 sowie in einer Stadtwohnung am Kurfürstendamm Nr. 173/74.

Während der Weltwirtschaftskrise musste auch Kempinski finanzielle Einbußen hinnehmen. Doch schon zu Beginn der 1930er Jahre erlebte das Unternehmen einen Aufschwung und übernahm das »Café Trumpf« vom Haus Vaterland im Romanischen Haus an der Gedächtniskirche.

Mit dem Wahlsieg der NSDAP verstärkten sich die Repressalien gegenüber jüdischen Geschäftsleuten. An allen Kempinski-Häusern hingen nach 1933 Schilder mit der Aufforderung zum Boykott jüdischer Unternehmen. Die Folge waren deutliche Gewinnverluste. Die Kempinski OHG wurde von da ab bis zur »Arisierung« durch **Aschinger**, die 1937 erfolgte, ausschließlich von Fremdkapital finanziert.

Bereits 1934 mussten Teile des Stammhauses in der Leipziger Straße für die Hälfte des eigentlichen Wertes veräußert werden. Es folgte der Verkauf der Tochterfirmen.

Die beiden damaligen Geschäftsführer **Hans Kempinski** (geb. 1875) und **Friedrich Wolfgang Unger** (1901–1955) waren bereits 1936 nach London bzw. 1937 in die USA emigriert.

Nach der erzwungenen Geschäftsübernahme durch Aschinger wurde das Firmensignet verändert, doch blieb der Firmenname zunächst erhalten, bis 1941 allen »arischen« Inhabern die Benutzung jüdischer Namen untersagt wurde. Am 26. Juli 1941 erwarb die Kempinski GmbH die Weinstube Borchardt mit dem Recht der Firmenfortführung und am Firmennamen. Diesen führte die Firma bis zum Kriegsende.

Nach dem Krieg entwickelten sich langwierige Verhandlungen über die Restitution des ehemaligen Eigentums der Familie Kempinski. Die Aschinger AG sah sich als rechtmäßige Eigentümerin. Nachdem Aschinger vom Groß-Berliner Senat enteignet worden war, kam es zu einer gütlichen Einigung. 1952 wurde das Restaurant wieder in Betrieb genommen. Schon 1950 plante man einen Hotelneubau am Kurfürstendamm. Der Grundstein dafür

wurde am 24. Januar 1951 gelegt. Finanzielle Schwierigkeiten der Kempinski & Co. OHG führten zum Verkauf der Anteile. Die Hotelbetriebs AG gelangte danach in den Besitz der Kempinski & Co. GmbH und übernahm damit auch das Hotel. Die Hotelbetriebs AG wurde in Kempinski AG umbenannt. Die im Ausland lebenden Erben der Familien Kempinski und Unger wurden in diese Transaktionen nicht eingebunden, eine Auszahlung des Erbteils aus dem Firmenvermögen unterblieb. (Pracht 1994)

Noch heute sind die Berliner stolz auf ihr »Kempi«, weil es »eines jener selten gewordenen Grandhotels« ist, »die ihren Gästen eine sinnvolle Synthese des Knopfdruck-Komforts unserer Gegenwart und des kultivierten Lebensgefühls vergangener Belle-Epoque-Paläste bieten können«. (Grobecer 2010, S. 43) Gäste aus aller Welt und v.a. Prominente aus Politik, Wirtschaft und Kultur steigen gern hier ab und lassen sich auf besondere Weise verwöhnen.

Denn hier ist der Gast König, und es gibt (fast) nichts, was ihm verwehrt würde. Ob nun Ugandas Diktator Idi Amin Bockwurst mit Kaviar verlangte, Leonard Bernstein stets einen Flügel in der Nähe haben musste oder eine für Herbert von

Karajan unerträgliche Türschwelle beseitigt werden sollte: Alles wurde ohne Zögern erledigt. Selten gelangte das Personal an seine Grenzen. Nur bei den Rolling Stones hat das Hotel gestreikt. Aus – nicht ganz unberechtigter – Furcht vor Randalen wurde vorsorglich ein Hausverbot ausgesprochen. (Grobecer 2010, S. 69)



Sophia Loren und Marcello Mastroianni in der Lobby des Hotels, um 1985

Nr. 29

E: Architekt und Maurermeister Ferdinand Döbler

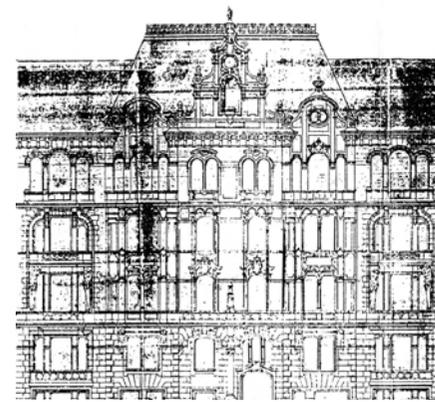
A: Ferdinand Döbler

1896/97

Denkmalgeschützt als Beispiel eines hochherrschaftlichen Mietshauses aus den frühen Jahren des Kurfürstendamms; im Ensemble 25/26 a, 28–30, 212–19

Karl Walser (1877–1943), Maler, Mitglied der **Berliner Secession** und der Preußischen Akademie der Künste, Bruder des Schriftstellers Robert Walser. 1910/11

Axel Juncker Verlag und Buchhandel. 1919–27



1896

Von der ehemals prächtigen Innenausstattung des in neubarockem Stil errichteten Wohn- und Geschäftshauses, ein 5-geschossiger Putzbau mit Seitenflügeln und Quergebäude, zeugt u. a. ein großes Wandgemälde von **Kasko**, das seit 1908 einen der großen Gesellschaftsräume der in der Beletage links gelegenen Wohnung schmückt. Es zeigt eine der beliebten Rokokogalanterien, die den Bewohnern des Hauses den anstrengenden Großstadtag versüßen sollten.

Wie bei der benachbarten Nr. 28 war **Ferdinand Döbler** Bauherr und Architekt zugleich.

Das mehrfach durch Ladenumbauten veränderte Haus wurde von 2005 an sorgfältig restauriert.

Übrigens war – wie die **Charlottenburger Neue Zeit** am 26.10.1911 berichtete – auf dem Hinterland der Grundstücke Kurfürstendamm 22, 23 und 27 der Bau eines »Konzerttablissements nach dem Muster der Berliner Philharmonie« geplant. Wenn auch aus diesen Plänen nichts geworden ist, zeugen sie dennoch von dem Bestreben des einstigen Neuen Westens, nichts unversucht zu lassen, um Berlin Konkurrenz zu machen.

Wohnung Leo de Laforge, 1937–80

Mehr als 40 Jahre, bis zu seinem Tode hat **Leo de Laforge** (1902–1980) mit seiner Frau im Quergebäude dieses Hauses gelebt. Er hat mit Ernst Udet Flugmotorenpläne studiert, Max Reinhardt assistiert, war einer der zehn besten Kameramänner von Leni Riefenstahl, Dramaturg der Ufa, hat die Geschichte der Gebrüder Saß, der »Meisterdiebe Berlins«, verfilmt, war Romanautor und vor allem ein vielseitiger Chronist Berlins.

Mit seiner **Symphonie einer Weltstadt** lieferte er ein filmisches Porträt der Reichshauptstadt der Vorkriegszeit. Obwohl bereits zu Beginn des Krieges fertiggestellt, wurde der Film erst 1950 im Marmorhaus am Kurfürstendamm uraufgeführt. Die nationalsozialistischen Machthaber hatten die Gegenüberstellung von Bildern der unzerstörten Stadt und solchen der täglichen Verheerungen gescheut.

Gleich im Anschluss an die **Symphonie einer Weltstadt** nahm de Laforge ein weiteres Projekt in Angriff, dem heute ein besonderer Stellenwert beizumessen ist, einen Film über das Berliner Stadtschloss. Die Anregung dazu gab Bundespräsident Theodor Heuss, der den Filmemacher bei der Premiere des Berlin-Films kennengelernt hatte. »Ich habe



Gesellschaftsraum mit Wandgemälde von Kasko (vor der Restaurierung)



Prädikatsbescheid für den Film
»Das Berliner Schloss«, 1953
Leo de Laforge bei Dreharbeiten
vor dem Kranzler, um 1950

gehört« – so Heuss –, »daß man in Ostberlin das Schloß niederreißen will. Wenn es einen Weg gibt, sollte man einen Kulturfilm zusammenstellen, der den Deutschen das Andenken an dieses bedeutende Bauwerk bewahrt.« (Rollka/Wille 1987) 1953 wurde der mit Mitteln der Bundesregierung gedrehte Film vorgestellt. Das Material dafür hatte der Filmemacher größtenteils bereits vor dem Zweiten Weltkrieg ge-

sammelt. Damit konnte er ein unschätzbares Zeugnis des alten, unzerstörten Zentrums Berlins liefern. Gefilmt wurde aber auch die Sprengung des Schlosses.

Im Museum Charlottenburg-Wilmersdorf wird ein großer Teil des Nachlasses von Leo de Laforge bewahrt.

Stadtschloss.
Ansicht von der
Spreeseite.
Standfoto, 1950



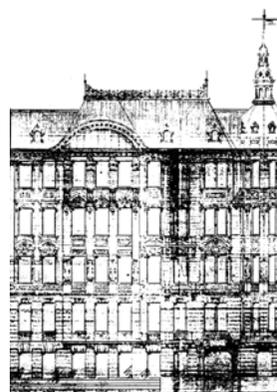
Nr. 61

Ecke Leibnizstraße,
am Olivaer Platz

E: Maurermeister

Ferdinand Hülsenitz

A: Adam Dietz und Bauunter-
nehmer Wilhelm Klopsch
1903/04

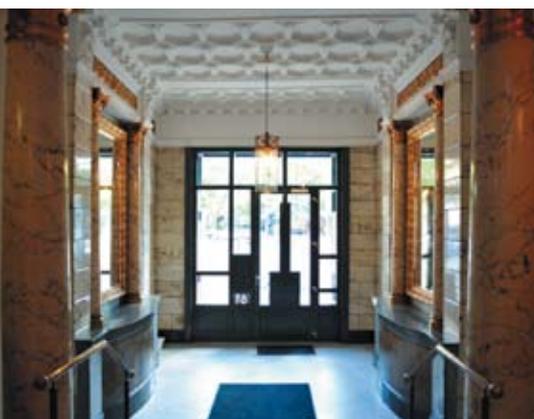


1904

Leibniz-Diele, Weinlokal,
Restaurant und Tanzbar Vineta.
1926–38

Vom einstigen repräsentativen Charakter dieses Eckgebäudes zeugt heute nur noch das Treppenhaus mit Wandverkleidungen und Dekor in Marmor, einem großen Spiegel im Stuckrahmen und einer kassettierten Decke. Die Entdekorierung der Fassade erfolgte 1955 nach Plänen von **Paul Schwebes**, der auch alle Dachgauben und das Walmdach beseitigte.

Kritische Zeitungsleser werden sich einen eigenen Reim auf Meldungen gemacht haben, wie sie **Der Westen** am 13. 2. 1935 veröffentlichte. Euphemistisch wurde unter der Überschrift »Wieder zwei Vergeßliche« mitgeteilt, dass der frühere Rechtsanwalt und Notar **Dr. Max Kollenschner** und seine Frau, die bis 1933 rund acht Jahre in diesem Hause gewohnt hatten, »zur Zeit in Jerusalem wegen Reichsfluchtsteuer in Höhe von 28 718 Mark vom Finanzamt Charlottenburg gesucht« würden.



Vestibül, 2011

Wohnung Bruno Baruch, 1907–18

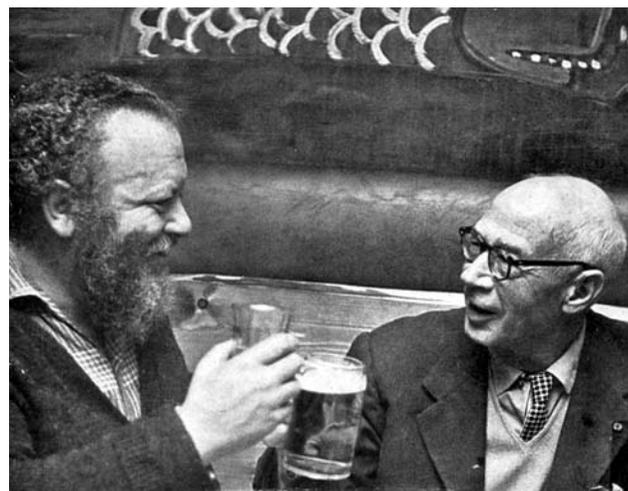
Der wohlhabende Geschäfts- und Lebemann **Bruno Baruch** (1872–1935) war im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts eine schillernde Persönlichkeit der Theater- und Gesellschaftskreise.

In den Memoiren **Rebell aus Leidenschaft** erinnerte sich sein Sohn **Hugo** (1907–1967) an die großbürgerliche Wohnung am Kurfürstendamm und an sein »schönes braunes Kinderzimmer«.

Bruno Baruchs Eltern, Hugo und Rosa Baruch, waren Anfang 1890 mit den drei Söhnen und ihrem Unternehmen, das auf die Ausstattung von Bühnen und Inszenierungen spezialisiert war, nach Berlin gezogen. Denn die Stadt bot mit zahlreichen Theatergründungen ein geeignetes geschäftliches Umfeld. Innerhalb weniger Jahre wuchs Hugo Baruch & Co. zu dem führenden internationalen Unternehmen der Branche an. Die Umsätze stiegen, die Firma präsentierte sich auf großen Gewer-

beausstellungen, stellte Warenkataloge her und erhielt Auszeichnungen. Nach dem Tod des jüdischen Firmenchefs 1905 sollten die Kinder Richard, Bruno und Erwin die Firma gemeinsam weiterleiten. Doch Bruno verließ 1919 das Unternehmen, Richard starb 1927, und ein Konkursverfahren brachte ernste wirtschaftliche Schwierigkeiten. Der jüngste Sohn Erwin führte Baruch & Co. weiter bis zur endgültigen Liquidierung im Handelsregister 1937.

Auf Wunsch seiner Eltern heiratete Bruno Baruch die zur britischen Geldaristokratie gehörende Marguerite Tuchmann. Der Sohn aus dieser Ehe, nach dem Großvater Hugo benannt, gab sich später



Hugo Baruch
(alias Jack Bilbo)
mit Henry Miller,
um 1960

Nr. 62

zwischen Giesebrecht- und
Leibnizstraße, am Olivaer Platz

B: Rentier C.W. Albrecht

A: ? (Akte verbrannt)

1903/04

Denkmalgeschütztes Vestibül



den Namen Jack Bilbo (Jack nach Jack London, Bilbo nach der Stadt Bilbao). Nach der Scheidung der Eltern fühlte er sich dem Vater verbunden, wuchs aber bei der Mutter auf. Seinen Vater hielt er für einen eleganten Herrn, der sich an Theatern und Banken finanziell beteiligte und Spielklubs besaß, die er selbst gern besuchte. Diesem Leben stand er skeptisch gegenüber, bewunderte allerdings die »beherrschte Miene des Mannes von Welt«.

1935 emigrierte Bruno Baruch nach Spanien, wo sein Sohn Hugo bereits lebte, und beging in Sitges Suizid. Seine geschiedene Frau wurde in der NS-Zeit nach Aufenthalt in der Psychiatrie ins Vernichtungslager Chelмно deportiert und umgebracht.

In den 1950er Jahren kehrte der inzwischen in Großbritannien lebende Hugo Baruch alias Jack Bilbo nach West-Berlin zurück. Am Kurfürstendamm 186/87 führte der Anarchist, Künstler und Weltenbummler, so sein Selbstverständnis, das Lokal »Käpt'n Bilbos Hafenspelunke«.

Heike Stange

■ Weil infolge von Umbauten, Ladenausbauten, kriegsbedingter Zerstörung und späteren Abrissen nur noch wenige solcher Beispiele erhalten sind, wurde das Vestibül dieses hochherrschaftlichen Hauses unter Schutz gestellt. Dessen Wandverkleidung und Fußboden, die mächtigen Säulen, eine Sitzbank und die Spiegelumrahmung sind aus Marmor.



Vestibül, 2011

Mit Fotos aus einer ehemals im 4. Obergeschoss des Vorderhauses gelegenen Wohnung verfügt das Landesarchiv Berlin über eine Rarität. (Geist/Kürvers 1984, S. 473 ff. Dort irrtümlich unter Haus Nr. 181 eingeordnet) Die Aufnahmen wurden 1910 von einem Fotografen der Fa. Heinrich Lichte & Co. im Rahmen einer von der Ortskrankenkasse in Auftrag gegebenen Wohnungsenquete erstellt. Diese verfolgte das Ziel, einen direkten Zusammenhang zwischen Wohnungszustand und Krankheit nachzuweisen und so Grundlagen zur Bekämpfung insbesondere der Tuberkulose zu liefern.

Der Wohnsituation wegen musste man sich um die Mieter dieses Hauses keine Sorgen machen. Wohnungen wie die abgebildete machten damals nur 8 Prozent der 554619 Wohnungen Berlins aus. Die Jahresmiete betrug zwischen 4000 und 5000 Mark. Bei einem durchschnittlichen Wochenlohn von 26,90 Mark war also mehr als das Dreifache eines mittleren Jahreseinkommens dafür zu zahlen. (Geist/Kürvers 1984, S. 470)

Wie an den Fotos ersichtlich, orientierte sich der Zuschnitt der Wohnung mit der Flucht ineinander übergehender Räume am feudalen Palais. Die Ausstattung mit Gemälden, Skulpturen, einem Flügel und wertvollen Möbeln war luxuriös. Im Vergleich zu bürgerlichen und kleinbürgerlichen Wohnungen fallen die Muster

Modesalon Jacoby. 1935–41

Automobilhandel verschiedenster Firmen. 1928–36

Hollywood Pension,

Inh. Alexander Schapiro. 1934–36

Jester Konditorei. 1929–43

Nr. 153–56

Lehniner Platz, zwischen
Albrecht-Achilles- und Cicerostaße

B: WOGA (Wohnungs-Grund-
stücks-Verwertungs AG)

A: Erich Mendelsohn; Jürgen Sawade
1926–28 und 1928–30; 1976–81
Geschützter Denkmalbereich



Nr. 154

Wohnung Walter Jurmann,
1928–33

Bis zur Emigration lebte **Walter
Jurmann** (1903–1971), Kompo-
nist von **Veronika, der Lenz ist
da**, wie eine Gedenktafel mit-
teilt, im Apartment-Haus.

Mit dem von **Erich Mendelsohn** ent-
worfenen Gebäude-Ensemble verfügt die
City West über eine der Inkunabeln der
Architektur der 1920er Jahre.

Es ist auf der letzten großen Baulücke
entstanden, die in der Zeit der Bebauung
des Kurfürstendamms bestanden hatte.

Kurz nach 1900 befand sich hier eines
der spektakulären Vergnügungsetablis-
sements, für das sich ganz Berlin begeis-
terte: die **Flottenspiele** der Gesellschaft
der Deutschen Flotten-Schauspiele, die
das Gelände vom Zeitungszaren **Rudolf**

Mosse gemietet hatte und sich der Pro-
tektion des Kaisers erfreute, weil die-
sem daran gelegen war, das Interesse für
die Flotte zu fördern. (Auch für das Fol-
gende: Ute Nitsch) Dafür wurden 1904
nach Plänen von **Müller & Weise** Holz-
bauten errichtet, die ein in der Mitte ge-
legenes, 65 m breites und 70 m langes
Bassin umfingen, das mit einem U-för-
migen Kanal und einem »Hafenhaus«,
einem Schuppen zum Einstellen der
Schiffskörper, ausgestattet war. Der Zu-
gang zur Zuschauertribüne und zum

Musikpavillon erfolgte durch ein am Kur-
fürstendamm gelegenes Torhaus. Selbst
als bei einer Nachmittagsvorstellung bei
der effektvollen Sprengung von Holz-
schiffen Teile der Schiffskörper ins Publi-
kum geschleudert wurden, bedeutete
dies noch nicht das Ende der Lustbarkei-
ten. Vielmehr fand im darauffolgenden
Jahr, wenn auch unter verschärften
Sicherheitsbestimmungen, das Bühnen-
spektakel **Der Untergang von Pompeji**
mit einem großen Feuerwerk statt.



Deutsche
Flotten-Schauspiele,
1907



Nach den Flottenspielen ließ die Fa. Sportpark **Neue Westeishahn** hier 1908 eine Kombination aus Tennisplatz- und Eisbahn errichten. – Bis heute existieren Tennisplätze auf dem südlichen Teil des Geländes.

Von der WOGA beauftragt, lieferte **Jürgen Bachmann** 1925 für das nach der Eigentümerin Erna Felicia Mosse-Lachmann benannte **Mosse-Gelände** erste Entwürfe für die Bebauung. – 1941 »arisiert«, wurde das Grundstück 1962 der 1933 emigrierten Adoptivtochter Rudolf Mosses, die 1911 Hans Lachmann-Mosse, den letzten Chef des großen Verlagshauses, geheiratet hatte, aufgrund des Wiedergutmachungsvergleichs rückübertragen. – Bachmanns Planungen sahen eine durchgehende 5-geschossige Blockrandbebauung im Stil der Neuen Sachlichkeit mit dazwischenliegenden Freiflächen und 3-geschossigen Häusern im Inneren vor, die in den Jahren 1926/27 teilweise, nämlich an der Albrecht-Achilles-Straße und an der Ecke Albrecht-Achilles-, Paulsborner und Cicerostraße realisiert wurde. – Davon ist nur der letztgenannte Wohnblock erhalten, während die Wohnzeile in der Albrecht-Achilles-Straße im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde. – Aufgrund der infolge des Ersten Weltkriegs völlig veränderten wirtschaftlichen Lage, die sich durch die Weltwirtschaftskrise noch verschlechtern sollte,

wurden die Wohnungen so bescheiden dimensioniert, dass eine davon leicht in eines der Speisezimmer der herrschaftlichen Häuser aus der Nachbarschaft gepasst hätte. (Ute Nitsch) Allerdings waren die Belichtung und Beleuchtung der Räume deutlich besser, da auf Seiten- und Querflügel verzichtet worden war. Bei den vom Charlottenburger Architekten konzipierten Häusern trat Glattsputz und Klinkerverblendung an die Stelle von Stuck, Säulen und Pilastern, wurden die Fassaden von der Horizontalen der Brüstungsbänder betont.

Um mehr zahlungskräftige Aktionäre für das WOGA-Projekt zu gewinnen, überarbeitete Erich Mendelsohn, der wenige Jahre zuvor bereits im Auftrag von Hans Lachmann-Mosse das Verlagshaus umgestaltet hatte, 1927 den vorliegenden Bebauungsplan für das 40 000 m² große Areal und ergänzte die reine Wohnhausbebauung mit einem Ensemble von Gebäuden unterschiedlicher City-Funktionen: mit einem Kino, Läden, einem Theater bzw. Kabarett, einem Café-Restaurant, einem Apartment-Hotel sowie einem weiteren Wohnblock zu einer Stadt im Kleinen.

Das Ensemble kam in zwei Bauabschnitten zur Ausführung. 1926–28 wurden die beiden verklinkerten Haupt-(Kopf-)bauten am Kurfürstendamm errichtet: das UfA-Kino **Universum** an der Ecke Cicerostraße und das **Kabarett der Komiker** an der Ecke Albrecht-Achilles-Straße. Es folgten der Wohnblock an der Cicerostraße, dem an der Straßenfront in wellenartiger Bewegung vorspringende Brüstungsbänder aus Backstein Dynamik geben, und schließlich das erst Ende 1927/Anfang 1928 geplante und ab 1930 gebaute Apartment-Hotel.

Mit dem Universum-Kino hat sich Mendelsohn sein eigenes Denkmal gesetzt. Die »*eigenwillige Gebäudeplastik*«, die sich »*überraschend, wie ein bewegter Jahrmarkt, eine lockere Improvisation, dennoch gestrafft von jungem, großstädtischen Rhythmus, zwischen die steifen Prachtfassaden des Kurfürstendamms schiebt*« (Heinz Johannes in »Berlin und seine Bauten«, V III A, 1978, S.264), besteht aus einem langgestreckten 3-geschossigen Bau mit flachem Dach, der im halbkreisförmigen Ende am Kurfürstendamm das Lichtspieltheater aufnahm. Der Front war an der linken Seite eine 2-geschossige Ladenzeile vorgelagert, die in keinem Zusammenhang zum Lichtspieltheater stand. Auf dem Schildkröten-Dach bildete ein Reklameturm, der auch zur Belüftung des Kinos diente, einen effekt-

vollen Kontrast zur Horizontale der Ladenzeile mit den querrchteckigen Fensterreihen.

Im Krieg schwer beschädigt, wurde das Universum 1976–81 von **Jürgen Sawade** rekonstruiert und für die **Schaubühne** umgebaut, die hier 1981 den Betrieb aufnahm. Während die äußere Hülle erhalten blieb, wurde im Innern ein stützenfreier Theaterraum eingerichtet, der durch modernste Technik variable Spielmöglichkeiten – eine Nutzung als Arena, Amphitheater oder Guckkastenbühne mit bis zu drei parallelen Aufführungen – möglich macht.

Den rückwärtigen Abschluss des Baus bildet das die Ladenstraße überbrückende 7-geschossige **Apartmenthaus**, ursprünglich konzipiert als ein Hotel für Geschäftsreisende, an das sich zwei 5-geschossige Seitenflügel anschließen.

Für das von Rudolf Mosse gestiftete Kabarett der Komiker schuf Mendelsohn einen sich entlang der Albrecht-Achilles-Straße erstreckenden 2-geschossigen, mit Eisenklinkern verkleideten Bau, dessen Inneres einen Kreis bildete, einen »Zirkus«, mit um Tische gruppierten Drehstühlen. Das »Rauchtheater«, eine Oase für alle Freunde der Zigarette, war am Kurfürstendamm mit einem Ca-

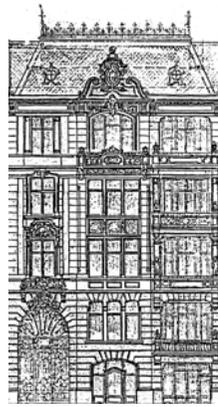
Plakat Thomas Theodor Heine

ne Gruppierung als **Neue Secession** ab. Erneute Annäherungen wurden unternommen und gleichzeitig nach neuen Profilen gesucht. Von Oktober 1915 bis 1927 veranstaltete die Berliner Secession um Lovis Corinth Ausstellungen am Kurfürstendamm 232, gegenüber der Gedächtniskirche, das alte Gebäude nutzte die **Freie Secession** bis zum Umbau als Theater.

Heike Stange



- Der Abriss des Wohn- und Geschäftshauses mit reich dekorierte Fassade und einem schönen Portal, das sich 1897-99 der Maurermeister **Eduard Lohse** gebaut und das den Krieg unbeschädigt überstanden hatte, löste 1968 einen Sturm der Entrüstung auch bei Architekten wie Julius Posener aus. Befürchtet wurde – so der **Berliner Tagesspiegel** vom 10. Januar 1968 –, dass Profitgier das Übergreifen der »*Gleichförmigkeit der Neubauten auf das gesamte Stadtgebiet*« zur Folge haben könnte. Immerhin konnte der **Berliner Anzeiger** zwei Tage später vermelden, dass der Abbruch des Gründerzeitbaus Anlass für Landeskonservator Dr. Seelecke war, die Unter-Schutz-Stellung von 50 Altbauten des Kurfürstendamms zu planen. Es sollte aber noch neun Jahre dauern, bis Berlin mit dem ersten umfassenden Denkmalschutzgesetz in der Geschichte der Stadt aufwarten konnte.



1897



B: BÜROMA Büromaschinen-
gesellschaft Brante Gmb

A: Heinz Kroh

1968–70

Denkmalgeschützt als Beispiel
für eine Geschäftshausarchitektur
der späten 60er Jahre



Portal, 1968

Der von **Heinz Kroh** entworfene Neubau gehört nach dem Urteil des Landesdenkmalamtes zu den interessanteren Gebäuden der späten 60er Jahre am Kurfürstendamm. (Landesdenkmalamt, Denkmaldatenbank) Ein Mittelteil mit Marmorbrüstungen, die den vollverglasen Geschossen vorgeblendet sind, verleiht der Fassade eine achsensymmetrische Aufteilung. Wohltuend, dass mit der jüngsten Fassadensanierung die ausufernde Werbung auf den Brüstungsbändern beseitigt wurde.

Es war die mondäne **Hongkong-Bar** des aus Kanton stammenden **Hak-Ming Yue**, die von 1957 an den Kurfürstendamm Nr. 210 zum Treffpunkt von Stars und Sternchen machte. Innenarchitektur und Design stammten vom Landsmann **Chen-Kuen Lee**, der bei Hans Scharoun studiert hatte. Mit unregelmäßigen Wanddurchbrüchen und einem Raumteiler in Form des chinesischen Mondtores verband er die Expressivität des Scharounschen Baustils mit chinesischer Ästhetik und fernöstlicher Symbolik.

Hongkong-Bar

Mila von Stassow,
Foto-Studio. 1934/35

Praxis **Dr. Oskar Weski**
(1879–1952), Initiator einer
systematischen Erforschung der
Zahnbetterkrankungen, für die
er 1921 den Namen Parodontose
prägte. 1928–43



Nr. 211

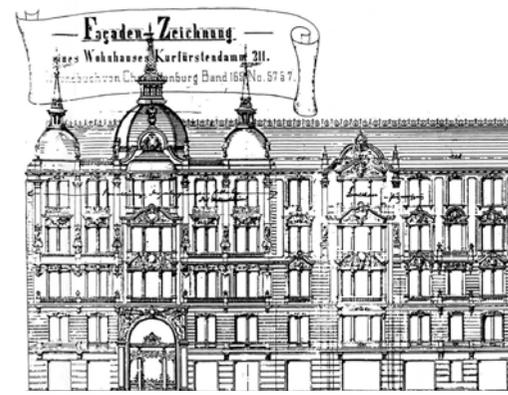
Ecke Uhlandstraße

B: Franz. Militärregierung

A: Hans Semrau

1948–50

Denkmalgeschützt als Beispiel eines sehr frühen Wiederaufbaus am Kurfürstendamm, als Beispiel für die zurückhaltende, sparsame Architektur der frühen 50er Jahre



1897

Martin Philippsen (1846–1916), Historiker und Universitätsprofessor, Mitbegründer der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums. Während der Zeit am Kurfürstendamm schrieb er sein Hauptwerk, die **Neueste Geschichte des jüdischen Volkes**. 1906–10

Karg in der architektonischen Formgebung, reich an Geschichte: Diese Mischung macht das Gebäude zu einem besonders interessanten Baudenkmal. Bei einem Teil dieses Hauses handelt es sich um die Überreste eines 1897 nach Plänen von **W. Klopsch** für den Rentier **N. Knopf** im historistischen Stil errichteten Wohn- und Geschäftshauses. Als sich Putz und Dach als schadhaft erwiesen, wurde das Architektenteam **Brüder Luckhardt** und **Anker** 1926/27 mit der Sanierung der Fassade beauftragt. Gerne hätten sie, wie sie der Städtischen Baupolizei in einem Schreiben vom 28. Oktober 1927 erläuterten, alle Balkone und Erker beseitigt, weil diese am Kurfürstendamm, der sich längst zu einer lebhaften Geschäftsstraße entwickelt hatte, »so gut wie überhaupt nicht benutzt« oder »keine praktische Bedeutung für die Bewohner mehr« hätten. (Bauakte BWA Archiv, Bd. 5, 19) »Die Beseitigung dieser kleinlich und unruhig wirkenden Architekturglieder wird aber« – so die Architekten – »von den Mietern dazu benutzt, um phantastisch hohe Abstands-

summen dafür zu fordern, die eine Rentabilität des Umbaus unmöglich machen.« Um also »den Wünschen des Bauherrn nach einer großzügig wirkenden Front und nach der Schaffung neuer Reklameflächen entgegenzukommen«, beseitigten sie die vielen Mauervorsprünge, Säulen, Pilaster und Gesimse und verbanden die vorhandenen Balkone mit durchlaufenden horizontalen Bändern. Fassadenkosmetik also, noch nicht eine wirklich eigenständige Umgestaltung, wie sie die drei Architekten wenig später beim Chrysler-Haus (Nr. 40/41) vornehmen konnten.

Das **Haus Scharlachberg**, benannt nach der einstigen Reklame an der Fas-

sade, wurde im Zweiten Weltkrieg durch Brandbomben besonders an dem an der Uhlandstraße gelegenen Flügel beschädigt. Insgesamt blieben lediglich das Erdgeschoss, Teile der Obergeschosse und die Umfassungsmauern erhalten. Haus und Grundstück hatte die britische Militärregierung beschlagnahmt, die beides der französischen Besatzungsmacht für den Wiederaufbau und die Einrichtung eines Kulturzentrums überließ. Mit dem erforderlichen Um- bzw. Neubau wurde 1948 der Berliner Architekt **Hans Semrau** beauftragt. Die Bauarbeiten begannen noch während der Berliner Blockade. Errichtet wurde ein



Kurfürstendamm Nr. 211, 1928

5-geschossiger, schmuckloser, auf Stützen aufgeständerter Flachdachbau mit gerundeter Ecke, die durch den Haupteingang mit den von Messingsäulen gerahmten Glastüren betont wird.

Am 21. April 1950 wurde das **Maison de France** in Anwesenheit von Stadtkommandant General Ganeval, dem Hohen Kommissar François-Poncet in Gegenwart des Berliner Oberbürgermeisters Ernst Reuter feierlich eröffnet, eine wichtige Etappe in der Begründung neuer deutsch-französischer Beziehungen.

Die den frühen 1950er Jahren entsprechende schlichte Vornehmheit der Formen kennzeichnet nicht nur die äü-

ßere Gestalt des Baus, sondern auch das großzügige Vestibül und das Kino **Cinema Paris**, das sich im Flügel an der Uhlandstraße befindet. Im Zuschauerraum unterstreicht eine umlaufende Lichtvoute mit indirektem Licht an der Decke die gerundete Grundform.

Ein Sprengstoffanschlag machte das Gebäude 1983 erneut zu einer einsturzgefährdeten Ruine. Der Attentäter war Johannes Weinrich, rechte Hand des Terroristen Carlos, der seine Geliebte aus französischer Haft freipressen wollte. Nach der Wende kam heraus, dass auch das Ministerium für Staatssicherheit in

die Vorbereitung verstrickt war. (Berliner Zeitung, 18. Oktober 2010)

Zehn Jahre später wurde der geschichtsträchtige Bau, gründlich restauriert, als 1000. Objekt in das Berliner Denkmalsbuch eingetragen.

Maison de France, seit 1950

Das **Institut Français**, wie es seit einigen Jahren offiziell heißt, beherbergte seit der Eröffnung 1950 nicht nur verschiedene kulturelle Einrichtungen, sondern auch – vor allem in den 60er bis 80er Jahren, französische Restaurants, Geschäfte, ein Reisebüro und das Generalkonsulat, das 2002 an den angestammten Platz der Botschaft, am Pariser Platz, zurückkehrte. Das Maison de France betreibt von Beginn an das Kino **Cinema Paris**, unterhält eine Bibliothek und bietet Sprachkurse an. Das 1995 gegründete »Bureau du Théâtre« dient der Koordination und Unterstützung theaterpolitischer Aktivi-

täten der in Deutschland beheimateten französischen Kulturinstitute. »Die Aufgabe des Institut Français ist immer gewesen, das zeitgenössische Frankreich zu vermitteln« – so brachte es die Leiterin Carine Delplanque am 6. September 2010 gegenüber dem **Tagespiegel** auf den Punkt.



Haus Scharlachberg, um 1928

Nr. 212

Ecke Uhlandstraße

B: Baumeister Friedrich Johnke

A: Friedrich Johnke

1897/98

Geschützt im Ensemble

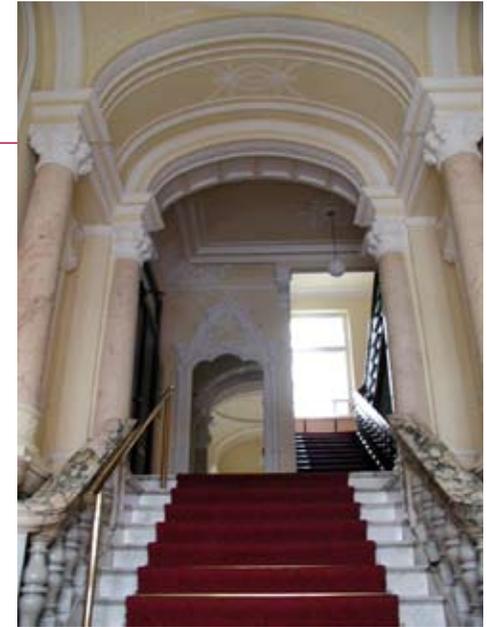
25/26 A, 28–30, 212–19



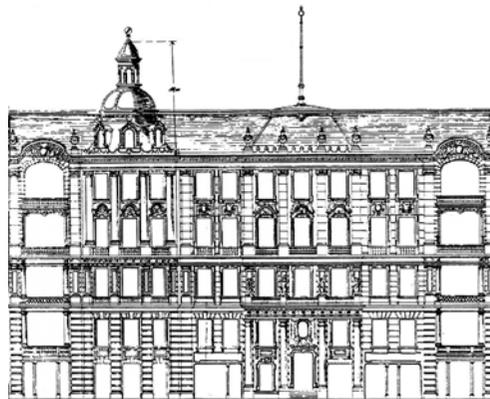
Vor dem Haus erinnert ein Stolperstein an **Betty Hirsch** (geb. Walter; 1867), die am 4. September 1942 nach Theresienstadt deportiert und im Oktober 1942 in Treblinka ermordet wurde.

Das stumpfwinklige Eckhaus wurde mit zwei Seitenflügeln und einem sehr schmalen Quergebäude auf einem nahezu dreieckigen Grundriss errichtet. Ansonsten gut erhalten, wurde das Wohn- und Geschäftshaus inzwischen mehrfach saniert. Dabei wurde die Fassade entdekoriert und Zierrat wie Giebel über den Erkern beseitigt. Vom herrschaftlichen Charakter zeugt aber noch das Treppenhhaus, das mit einer marmorverkleideten Treppe, Marmorsäulen und viel Stuck ausgestattet ist. Vom 1. Obergeschoss an wird das steinerne Geländer von einem kunstvoll aus Holz geschnitzten abgelöst. Bemerkenswert auch die mit reichem floralen Dekor ausgestatteten Fliesen im Durchgang zum Hof.

1908 quälten den Mieter Gustav Damcke, ein Fabrikbesitzer, wie sein am 25. Mai an die Baupolizei gerichtetes Schreiben verrät, Sorgen um die Funktionsfähigkeit des drei Jahre zuvor eingebauten Fahrstuhls. (Bauakte BWA Archiv, Bd. 1, Bl. 170f.) Dieser hatte bereits mehrfach seinen Dienst versagt, so auch wenige Tage zuvor. Er »blieb nicht auf der Höhe der dritten Etage stehen, sondern ging bis in den Dachstuhl hinein, stieß mit solcher Vehemenz gegen die Decke, daß sich aus derselben ein Stück Eisen ... löste und in den Fahrstuhl fiel, ohne glücklicherweise jemanden zu verletzen. Der Fahrstuhl selber rutschte durch den Anprall 1 ½ Etagen herunter, wo er fest stehen blieb. Es befanden sich in dem Fahrstuhl die Portiersfrau und zwei Damen, die durch den Schreck und die erlittenen Stöße am ganzen Leibe zitterten, ohne sonstigen Schaden genommen zu haben. – Konnte der Fahrstuhl nicht zum Dach hinausgehen, oder das Seil reißen und derselbe in die Tiefe stürzen.« Urszene eines Fahrstuhl-Albtraums.



Vestibül, 2011



1897



E: Maurer- und Zimmermeister
Otto Schnock

A: Otto Schnock

1897/98

Denkmalgeschützt als hervorragend ausgestatteter, sehr vornehmer Bau mit großer Bedeutung für das Stadtbild; im Ensemble 25/26 a, 28–30, 212–19

Oscar Möhring, Mieter und Caféhausbesitzer 1898, führte das **Café Möhring** bis zu seinem Tod 1936. Im Jahre 2000 musste das Café nach über 100 Jahren aus finanziellen Gründen seine Pforten schließen.

Modesalon Richard Götz,
1928–38

1950 eröffnete hier eines der führenden Modehäuser am Kurfürstendamm: **Gehring & Glupp**.

Die Bildhauerin **Bianca Ehrlich** (geb. Alexander-Katz; 1852) schuf v. a. Porträtbüsten, wie z. B. von Paul Ehrlich und Max Reger und stellte u. a. während der Großen Berliner Kunstausstellung 1906 aus. Atelier um 1911

Mit der 2-geschossigen Säulenstellung vor dem Eingang dominiert der in aufwendigen neubarocken Formen errichtete Bau, den der Wilmersdorfer Stadtrat, Maurer- und Zimmermeister **Otto Schnock** entworfen wie ausgeführt hat, den kleinen Platz, der sich an der zur Uhlandstraße hin abgeschrägten Bauflucht des Kurfürstendamms ergibt. Das hochherrschaftliche Haus ist mit 10- bis 11-Zimmer-Wohnungen mit Küche, Mädchenkammer, Anrichte und Speisekammer ausgestattet. Das Vestibül ist überaus reich mit Rokokogalanterien, Stuck und Marmor dekoriert. Bis 2000 konnte man im einstigen Café Möhring die alten Wandmalereien, Stukkaturen und Säulen bewundern, die seit mehr als 100 Jahren zum Interieur des Hauses gehörten.

Zum Komfort des Mietshauses trug 1898 ein hydraulischer Personenaufzug bei. 1867 waren solche Fahrstühle zum ersten Mal auf der Pariser Weltausstellung vorgeführt worden. Sie gaben ihren Benutzern das beruhigende Gefühl, mit der Kabine nicht frei im Schacht zu hängen. Immerhin hatte man beim Fahren einen Heber unter den Füßen. Die darin befindlichen Kolben wurden durch eine unter Druck stehende Flüssigkeit wie Öl oder Wasser in Bewegung gesetzt.

Atelier Boje Postel, um 1927

Eine Notiz von 1927 in der Bauakte des Hauses verrät, dass das Dach undicht sei, es durchregne und deshalb das Atelier des Malers Postel im Dachgeschoss unbenutzbar geworden sei.

Der Maler und Zeichner **Boje Postel** (1890–1980) kam als junger Mann nach Berlin. Mit kaum mehr als 20 Jahren stellte er sich mit seinen Arbeiten beim großen Max Liebermann vor, dessen Kunst er sehr schätzte. Der Meister erkannte sofort das Talent des jungen Malers. Darüber hinaus verband sie eine ähnliche Kunstauffassung und später eine lebenslange Freundschaft. Bereits zwei Jahre nach der Begegnung mit Liebermann konnte Pos-



Vestibül
Rokokogalanterien

Nr. 227/28

Ecke Joachimstaler Straße,
Joachimstaler Platz

B: Hans Grothe

A: Gerkan, Marg und Partner
(gmp, Hamburg)
1998–2001



Nr. 227,
1887



Nr. 228,
1887

Nr. 228

Das beliebte Süßwarengeschäft **MOST**, das 1934 hier seine Pforten öffnete, war zu jener Zeit einer von 165 eigenen Läden in ganz Deutschland. Die Firma begann 1859 mit der Produktion von Honigkuchen und Zuckerwaren (Lebkuchen). 1934–43

An der Ecke Joachimstaler Straße, die sich zu einem der bedeutendsten Geschäfts- und Kreuzungsbereiche der City West entwickeln sollte, standen ursprünglich zwei Mietshäuser.

Das Eckgebäude Nr. 227 (früher 110) war ein vornehmes 4-geschossiges Wohnhaus mit einem Seitenflügel, das sich Baumeister **Hermann Ziller**, der zusammen mit seinem Partner Voß auch als Architekt fungierte, 1887/88 errichtet hatte. Der mit plastischem Dekor überladene Putzbau war mit Zwerchgiebeln und einem überkuppelten Dachturm an der abgerundeten Ecke ausgestattet.

Die benachbarte Nr. 228 (früher 110a), das 5-geschossige Wohn- und Geschäftshaus des Maurermeisters **Robert Pruß**, war ebenfalls in den Jahren 1887/88 entstanden.

Als Wäshedorado **Grünfeld** entwickelte sich das schräg gegenüber dem Café Kranzler gelegene Eckhaus in den 1920er Jahren zu einem der wichtigsten Geschäftszentren des Neuen Westens.

Nachdem die Landeshuter Leinen- und Gebildweberei F. V. Grünfeld 1924 das Grundstück erworben hatte, richtete sie im Erd- und 1. Obergeschoss einen Laden ein und ließ das Haus um ein Geschoss aufstocken. Hatte die Firma mit ihrem Geschäftshaus in der Leipziger Straße noch

auf Tradition gesetzt, wollte sie mit der Filiale den Trend zu modernen, sachlichen Formen der Ladengestaltung nicht verpassen. Deswegen wurde 1927 **Otto Firle** mit der Umgestaltung des Erdgeschosses und der ersten beiden Obergeschosse beauftragt.

Er gestaltete das Wäsche-Kaufhaus zur »blauen Ecke« um. Überall kam das Grünfeld-Blau (die Farbe der Flachsblüte: der Pflanze, aus der Leinen hergestellt wird) zur Anwendung. Er verkleidete die Ladenzonen mit durchgehend waagerechten weißen Fensterbändern, die verbleibenden Brüstungsflächen mit blauer Keramik. Um das alte Dach zu verdecken, blendete er blaue Neonröhren davor, die im Dunkeln wirkungsvoll auf das Kaufhaus aufmerksam machten. Beeindruckend war auch die 40 m lange durchgehende gläserne Schaufensteranlage.

Das Grünfeld-Blau spielte auch im Inneren eine wichtige Rolle, als Zierde der Birkenholzregale und der Verkaufstische. Zu den Novitäten, die das Kaufhaus zu bieten hatte, gehörte die von weißem Neonlicht durchflutete gläserne Fahrstuhlröhre, die spiralförmig herumgeführte Streifen aus vernickelter Bronze verkleideten, und im Tiefgeschoss ein Schreib-, Lese- und Fernsprechgelass mit einer Limonadenquelle sowie »eine Hundebär für die vierbeinigen Passanten«. (Grunewald-Echo 17. Juni 1928)

Im Hause wohnte **Fritz Grünfeld**, einer der drei letzten Geschäftsinhaber, mit seiner Frau Hilde, Tochter des Literatur- und Kunstkritikers Max Osborn, den drei Kindern, mit Kinderfräulein, Hausmädchen und Köchin.

Tochter Ruth erinnert sich noch heute gut an die Wohnung (Interview 4. Juli 2009, Museum Charlottenburg-Wilmersdorf). »Das war eine 14-Zimmer-Wohnung im 4. und 5. Stock ... Da gab es eine große Diele mit schönen großen Schränken, eine Garderobe und eine Toilette. Von der Diele links hatte meine Mutter ihren Salon und der hatte eine kleine Verbindungstür zum Herrenzimmer, das Zimmer meines Vaters mit braunen Ledersesseln, wie sich das gehörte. Im Gang war die Bibliothek meines Vaters. Von dort ging es ins Speisezimmer und das war, wie es in Berlin üblich war, riesengroß und hatte Parkett. Auf der anderen Seite befanden sich rechts von der Diele das Schlafzimmer und das Badezimmer meiner Eltern. Vor dem Speisezimmer war eine Anrichte. Dann gab es die große Küche und auf der linken Seite danach gab es unser ... Kinderzimmer mit einer gepolsterten Tür, damit wir so viel Krach machen konnten wie wir wollten. Es war sehr, sehr groß und es hatte wunderschöne Malerei an den Wänden.« Auch ein großer Dachgarten und ein Weinkeller gehörten zum Heim der Grünfelds.



Kinderzimmer der Familie Grünfeld, 1936



Kurfürstendamm Nr. 227, 1946

1939 erwarb die Fa. **Max Kühl** das Grundstück. Die Geschichte dieser Abrisierung hat Fritz Grünfeld in dem von Stefi Jersch-Wenzel 1967 herausgegebenen Band **Das Leinenhaus Grünfeld** erzählt. Kurz zuvor, im August 1938, gelang es Ruth Grünfeld, mit einem Studentenvisum nach Palästina auszuwandern, die anderen Familienmitglieder emigrierten nach und nach in verschiedene Länder.

Beide Häuser wurden im Zweiten Weltkrieg schwer beschädigt, jedoch von 1950 an eher behelfsmäßig wieder aufgebaut, nach Plänen von **Prof. Herbert Noth** (Nr. 227) und **Helmut Ollk** (Nr. 228). Die Behelfsbauten reichten aber nicht für diesen städtebaulichen Kristallisationspunkt. Deswegen wurden beide Bauten 1968 abgerissen.

Stattdessen entstand zwischen 1969 und 1972 das vom damaligen Senatsbaudirektor **Werner Düttmann** zusammen mit P. Stürzenbecher, P. Werner, D. Winter und W. Wörner errichtete **Kudamm-Eck**, damals das Modernste, was Berlin an Bauten zu bieten hatte. Das aus kubischen, ineinander verschränkten Gebäudemassen zusammengesetzte, verwinkelte Einkaufszentrum mit seiner riesigen Lichtraster-Werbefläche wurde – so die **Berliner Zeitung** vom 20. November 1997 – gleich nach Fertigstellung als »städtebaulicher Schandfleck« empfunden. Es war nicht nur die Monumentalität der Kuben, die verstörte, sondern auch die schmalen Fensterbänder, die die Fassade gegen die Umgebung abschotteten. Vor allem aber funktionierte



Kudamm-Eck, Anfang 1970er Jahre

der auf verschiedenen Ebenen gelagerte Geschäftsbetrieb im Inneren nicht.

1998 kam es zum von vielen gewünschten Abriss. Nun akzentuiert der Monumentalbau des Hamburger Architekten **Meinhard von Gerkan** (geb. 1935) die Straßenecke.

Das **Büro gmp** ist einer der größten deutschen Architekturbetriebe. Zu den in Berlin realisierten Entwürfen zählen u.a. der Flughafen Tegel, der glasgedeckte Bahnhof Spandau und der Hauptbahnhof sowie eine Reihe von Einzelbauten am Pariser Platz und in der Friedrichstraße.

Errichtet wurde ein 45 m hohes, 10-geschossiges Geschäftshaus mit einem zentralen Zylinderbau, dessen Geschosse stufenförmig zurückspringen, über einem niedrigeren wellenförmigen Sockel. An

der Fassade zur Joachimstaler Straße wurde – gleichsam als Reminiszenz an den Düttmann-Bau – eine 70 m² große elektronische Video-Werbewand installiert. Auf dem vorspringenden runden Eck des Sockels ließ der ambitionierte Kunstsammler Grothe das Skulpturenensemble **Das Urteil des Paris** des neoexpressionistischen Bildhauers **Markus Lüpertz** aufstellen. »*Sensationell*« der »*in seiner architektonischen Reinheit schier surreal wirkende Innenhof*«. (Haberlik/Zohlen 2002, S. 35)